

„Mal'n Se mir bloß keene Leichen!“

Der Worpsweder Künstler Heinrich Vogeler zieht begeistert in den Krieg – und wird zum Pazifisten

Heinrich Vogeler meldete sich freiwillig zum Kriegsdienst und entwickelte sich an der Front zum Pazifisten mit kommunistischen Idealen. Sein politisches Engagement bezahlte der Maler damals fast mit dem Leben.

VON SWANTJE FRIEDRICH

Worpswede. Zarte Farben, unberührte Natur und Frauen, die in wallenden Kleidern verträumt in die Ferne schauen. „Sehnsucht“ heißt eines der berühmten Jugendstilgemälde, für die Heinrich Vogeler weltweit bekannt ist. Es entstand um 1900, zu einer Zeit, in der der Maler eigentlich alles hat, was das Künstlerherz begehrt: Reiche Auftraggeber, Anerkennung und eine Familie, mit der er in einem schmucken Häuschen – dem berühmten Barkenhoff in Worpswede – lebt.

Aber wirklich glücklich war der Maler und einer der Urväter der berühmtesten Künstlerkolonie Deutschlands nie. „Vogeler war ein sehr leidensfähiger Mensch“, sagt Katharina Groth, die als Kuratorin die aktuelle Jubiläumsausstellung „Mythos und Moderne – 125 Jahre Künstlerkolonie Worpswede“ betreut. Während seine konservativ geprägten Künstlerkollegen in gesitteten familiären Verhältnissen leben, teilt Vogeler sein Haus Anfang des 20. Jahrhunderts nicht nur mit seinen drei Kindern und Ehefrau Martha, sondern auch mit deren Liebhaber, den er mitfinanziert.

Als der Erste Weltkrieg ausbricht, reißt sich der Maler in die lange Schlange der Kriegsbegeisterten ein. Wie zwei Millionen deutsche Männer meldet er sich freiwillig zum Dienst an der Front. „Er wollte einfach nur raus“, sagt Björn Herrmann, der ebenfalls als Kurator in Worpswede tätig ist. „Eigentlich war Vogeler kein politischer Mensch“, ist Katharina Groth überzeugt.

Flucht an die Front

Politische oder patriotische Bekundungen finden sich in seinen Briefen und schriftlich festgehaltenen Erinnerungen aus dieser Zeit nicht. Über das Training während seiner verkürzten Rekrutenausbildung schwärmt der Künstler: „O größte gedankenlose Seligkeit, wenn sich die Glieder lösen ... das Ausschalten jeder Rückerinnerung und jeder Spekulation in das Zukünftige – das wog alles andere auf, das war in dieser Zeit die Befreiung.“ Die Lust an der Verausgabung und am Abenteuer teilte Vogeler, wie zahlreiche Soldaten-Briefe aus dieser Zeit bezeugen, mit anderen Kriegsfreiwilligen. Auch der „touristische Aspekt“ spielte an der Front eine Rolle, wie die Autorin Antje Gerlach in einem Aufsatz über den Künstler schreibt.

Nach seiner Ausbildung wird der Maler bis 1916 als zeichnender Kriegsberichterstatter in den Karpaten eingesetzt. Der einstige Jugendstilvertreter wendet sich der realistischen Darstellung zu. „Sein Job war es, idyllische Postkartenmotive von den Kriegsgebieten zu zeichnen – Propaganda eben“, sagt Björn Herrmann. Im Schützengraben zu liegen und um sein Leben zu bangen, braucht der bekannte Künstler nicht. Er genießt das Vertrauen führender Militärs, das ihm Einblicke verschafft, die den einfachen Soldaten verborgen bleiben.

Privilegien, für die man vom Unteroffizier Vogeler entsprechende Leistungen verlangt. „Mal'n Se mir bloß keene Leichen!“, soll ihm ein Major mit auf den Weg gege-



So sah sich Heinrich Vogeler 1914 selbst. Wenig später wurde er zeichnender Kriegsberichterstatter. Seine Erlebnisse an der Ostfront verarbeitete er künstlerisch und literarisch. FOTO: FR

ben haben. Die Warnung kam an. „Zwischen den Gräben sah es schlimm aus. Da lagen die unbegrabenen, halbverwesten Toten, einige hingen in den Stacheldrähten“, schreibt Vogeler in seinen Erinnerungen. In seinen Zeichnungen sieht man allenthalben ein scheinbar sanft entschlafenes Pferd am Wegesrand liegen. Glorifizierende Schlachtengemälde sollen den Rückhalt der deutschen Bevölkerung sichern.

Im Gedächtnis des Künstlers haben die Bilder des Krieges offenbar tiefe Spuren hinterlassen. Wie der Kunsthistoriker Bernd Küster in einem Buch belegt, beginnt der einst kaiserertreue und kriegsbegeisterte Maler zunehmend am Handeln der deutschen Politiker zu zweifeln.

„Ich machte mir viele Gedanken über die Sinnlosigkeit des Krieges, über die immer deutlicher zum Ausdruck kommende Profitsucht und die Beraubung anderer Völ-

ker“, beschreibt er rückblickend seine Lage im Jahr 1917. Und fragt: „Kann es keine Vereinigung aller tätigen Menschen geben, in der die Profitsucht, Übervorteilung und Ausbeutung des einen durch den anderen ausgeschlossen ist?“

Es ist eine rhetorische Frage, die Vogeler zu diesem Zeitpunkt bereits für sich beantwortet hat. Schon vor Ausbruch der Revolution in Russland hatte er seine Sympathie für die kommunistischen Ideale entdeckt. Im Sommer 1916, so schreibt Bernd Küster, sprach der Maler „von der kommenden Revolution um die vertiefte Neubildung einer alten, im letzten Sinne christlichen Ethik“. Bei seinem Einsatz an der Ostfront hat er Zugriff auf ungefilterte russische Nachrichten und zeigt sich beeindruckt von der „bolschewistischen Propaganda“.

„Der Kommunismus erschien Vogeler als Allheilmittel“, sagt Björn Herrmann.

Die Bolschewisten, die sich in den Ende 1917 zwischen den Mittelmächten und Russland eröffneten Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk bereit zeigten, sofort Frieden zu schließen, erhoben sich in Vogelers Augen weit über die deutschen Politiker, die bereit waren, das eigene Volk in den Abgrund zu führen.

In dieser Zeit nimmt der Künstler einen letzten Propagandaauftrag – er soll ein Plakat für die deutsche Kriegsleihe gestalten – nur widerwillig an, und das Resultat stößt nicht auf Begeisterung bei seinem Vorgesetzten. Für Vogeler ist es die Möglichkeit, dem Dienst an der Front zu entkommen. Er bittet den Major um einen Heimurlaub, „um in Worpswede eine einwandfreie Arbeit leisten zu können“.

Dort angekommen, denkt er nicht daran, den Auftrag zu vollenden. „Als einer, der nichts mehr zu verlieren hatte“, wie Bernd Küster schreibt, verfasst Vogeler in einer Januarnacht im Jahre 1918 einen leidenschaftlichen Friedensappell mit dem Titel „Das Märchen vom lieben Gott“. Der Adressat ist niemand Geringerer als Kaiser Wilhelm II. In seinem Protest gegen die territorialen Verhandlungen in Brest-Litowsk rät der Maler dem Kaiser: „Sei Friedensfürst, setze Demut an die Stelle der Siegereitelkeit, Wahrheit anstatt Lüge, Aufbau anstatt Zerstörung. In die Knie vor der Liebe Gottes, Kaiser!“

Ein Brief mit Folgen

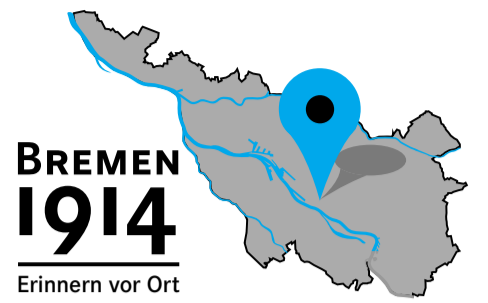
Wenige Tage nachdem er den Brief abgeschickt hat, wird er verhaftet und in die Abteilung für Geistesranke des St.-Jürgen-Krankenhauses in Bremen eingewiesen. Ein glimpflicher Ausgang – wäre er nicht eine bekannte Persönlichkeit gewesen, hätte dem Maler wohl die Todesstrafe gedroht. Vogeler kann seinem Aufenthalt immerhin etwas Positives abgewinnen: Es sei ein befreiendes Gefühl, „daß man nun immer endlich sagen kann, was man denkt, wengleich die Auswirkung, selbst bei vernünftigen Gedankengängen, bei den Ärzten nur ein duldsames Lächeln ist“, schreibt er, und wendet sich verstärkt seiner Malerei zu – expressionistischen Untergangs- und Neugeburtvisionen.

Die Ärzte attestieren ihm eine manisch-depressive Verstimmung und erklären ihn für kriegsuntauglich. Im April 1918 darf Vogeler in den Barkenhoff nach Worpswede zurückkehren, den er in den kommenden Monaten in eine Zufluchtsstätte für Kriegsgefangene und politisch Verfolgte verwandelt wird.

Unterdessen waren die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk so verlaufen, wie es der Künstler befürchtet hatte: Der Krieg wurde von russischer Seite aus für beendet erklärt, am 3. März der Vertrag unterzeichnet, der später auch als „Raubfrieden“ bezeichnet wurde. Angesichts der deutschen militärischen Drohung und um den Erfolg der Oktober-Revolution nicht zu gefährden, musste die bolschewistische Regierung Polen, Litauen und Kurland abtreten, Estland und Livland räumen und die Unabhängigkeit der Ukraine anerkennen. Der Kaiser hat Vogeler nicht erhört.

Die Ausstellung „Mythos und Moderne“ ist in den Worpsweder Museen noch bis 14. September zu sehen.

» Einen Eindruck von den Werken Heinrich Vogelers finden Sie im Internet unter www.bremen1914.de

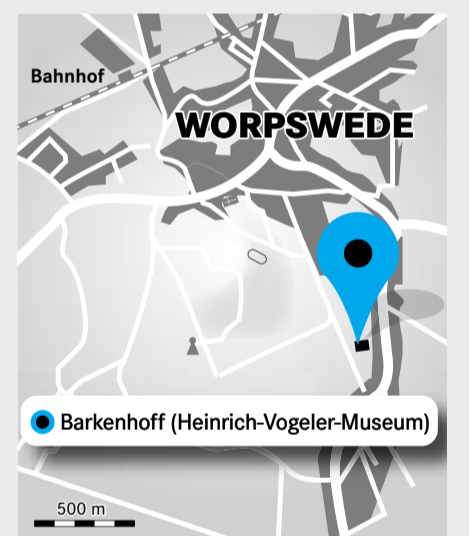


Weltweit 70 Millionen mobilisierte Männer

Mittelmächte:	
Deutsches Reich	13,3
Österreich-Ungarn	9,0
Türkei	1,6
Bulgarien	1,2
Alliierte und Assoziierte Mächte:	
Russland mehr als	15,0
Großbritannien (mit Dominions und Indien)	9,5
Frankreich (mit Kolonien)	8,2
USA	3,9
Italien	5,2
Rumänien	1,0
Serbien	1,0
Belgien	0,5
Übrige 20 Staaten:	1,0

In Millionen Männer / Quelle: Gerd Krumeich: „Der 1. Weltkrieg“

Die Hafenstadt Dalian und Bremen sind seit 1986 Partnerstädte. Schon lange vorher war Dalian ein Ort, an dem die deutsch-chinesischen Wirtschaftsbeziehungen florieren. Die Firma Krupp baute in den 1880er-Jahren eine Reihe von Befestigungen um Port Arthur, den Hafen von Dalian. Unter Wilhelm II. kühlten die Beziehungen ab – politisch wie auch wirtschaftlich. Einer der Gründe war, dass sich Deutschland international isolierte. Deutschland half 1912 aber beim Aufbau der chinesischen Eisenbahn, indem es der Regierung ein Darlehen gewährte. Während des Krieges nahm Deutschland keine aktive Rolle im Fernen Osten ein, und ergriff auch nicht die Initiative zu bedeutenden Aktionen, weil man sich auf den Krieg in Europa konzentrierte. (uli)



Soldatenlieder gegen den Krieg

Die Bremer Band „Grenzgänger“ zeigt mit einem ungewöhnlichen Projekt, wie aktuell die Musik von vor 100 Jahren noch heute ist

VON JULIA FRESE

Bremen. Die Altmannshöhe hinter der Kunsthalle, Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs, ist ein umstrittener Ort. Politisch linken Gruppierungen ist sie ein Dorn im Auge, eine Stätte, an der einem fragwürdigen Heldenideal gehuldigt wird. Tatsächlich trafen sich hier schon häufiger rechtsextreme Gruppen, um ihre Weltanschauung mit rückwärts gewandten Zeremonien zu feiern. Für Michael Zachcial, Sänger der Bremer Band „Grenzgänger“, ist die Altmannshöhe einfach eine Stätte der Erinnerung. „Orte wie dieser sind wichtig“, sagt er. „Genauso wie andere Zeugnisse aus der Zeit des Ersten Weltkriegs.“ Denn wer sich seiner Vergangenheit nicht bewusst ist, läuft Gefahr, sie zu wiederholen, glaubt der 50-Jährige.

Der Sänger selbst sammelt musikalische Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg. Zachcial hat gemeinsam mit seinen Bandkollegen und weiteren Helfern das Projekt „Maikäfer flieg“ gestartet. Unter dem Titel des bekanntesten deutschen Volkslieds hat die Band ein Bühnenprogramm erarbeitet, mit dem sie derzeit durch Deutschland tourt. Das Repertoire besteht aus Liedern, die die Menschen vor 100 Jahren dichteten und sangen: Soldatenlieder, Kinderlieder, Lieder mit Texten, die die politischen Verhältnisse lobten oder kritisierten.

Das Material haben Zachcial und seine Band aus dem Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg. Viele Male sind sie in das Forschungsinstitut gefahren und haben dort alte Liederbücher, Notenblätter und Handschriften durchforstet. Bei manchen war der Dichter bekannt, anderen lässt sich in-

zwischen kein Urheber mehr zuordnen. Einige Texte waren wegen ihres Alters auf den ersten Blick kaum entzifferbar. „Wir haben alles, was uns interessant erschien, abfotografiert und dann nach und nach transkribiert“, sagt Zachcial. Texte und Melodien sind dabei geblieben wie sie waren.

Einer der Texte, die die Bandkollegen im Volksliedarchiv entdeckt haben, lautet: „Laß mich gehn Mutter, laß mich gehn, all das Weinen kann uns nichts mehr nützen.“ Michael Zachcial findet in den Worten das widerspiegelt, was für ihn eine der Statuen neben der Altmannshöhe verkörpert. „Die Mutter“ vom Bremer Bildhauer Ernst Gorsemann stellt eine Frau dar, die ein Kleinkind im Arm hält, während ihr älterer Sohn vor ihr stehend die Faust in die Luft reckt. Es ist ein Denkmal, das an Zeiten erinnert, in denen kleine Jungen zu Kriegerern erzogen wurden. Das Lied mit dem Titel „Soldatenabschied“, an das die Statue Zachcial erinnert, stammt von Heinrich Lersch. Der Dichter und Kesselschmied zog als 25-Jähriger in den Krieg, offenbar mit demselben Enthusiasmus wie viele seiner Altersgenossen in jener Zeit. Die Textzeile „Deutschland muss leben, und wenn wir sterben müssen!“ entwickelte sich nach 1918 zu einer Kampfpforte, die auch die Nationalsozialisten später dankbar aufgriffen.

Zachcial und die „Grenzgänger“ distanzieren sich bei ihren Auftritten klar von rechtsextremen Deutungen der Liedtexte. Zwischen den einzelnen Stücken gibt Zachcial, der einige Semester Politik, Soziologie und Germanistik studiert hat, ausführliche Erklärungen dazu, wie die Texte entstanden sind, wie sie rezipiert wurden und wer



Michael Zachcial, Sänger der Band „Grenzgänger“, findet Orte wie die Altmannshöhe wichtig, um an den Ersten Weltkrieg zu erinnern. FOTO: CHRISTOPH KELLNER

die warum sang. Außerdem besteht das Programm bei Weitem nicht nur aus Liedern der Kriegsbegeisterung. „Mein Michel, was willst du noch mehr?“ etwa ist ein Lied von 1918, dessen unbekannter Verfasser eine klare Antikriegshaltung einnimmt: „Du darfst exerzieren, marschieren, am Kasernenhof, kreuz und quer, und dann für

den Kaiser krepieren. Mein Michel, was willst du noch mehr?“ lautet eine der sarkastischen Textzeilen.

Die „Grenzgänger“ wollen mit dem Bühnenprogramm keine bestimmte politische Botschaft an ihr Publikum weitergeben. Es geht vielmehr darum, zu verstehen, wie die Menschen vor 100 Jahren gedacht haben.

„Wir, die Band, und das Publikum durchleben während eines Auftritts gleichermaßen die Geschichte jedes einzelnen Liedes“, sagt Zachcial. „Am Ende steht idealerweise eine Art Katharsis, wie sie die Zuschauer nach einer griechischen Tragödie erleben.“

Bei manchen Zuschauern wecken die Texte aber auch persönliche Erinnerungen. Wie bei der 86-jährigen Bremerin Inge Breidbach. Den Ersten Weltkrieg hat sie nicht mehr miterlebt. Als sie elf Jahre alt war, begann der Zweite Weltkrieg. Das Gefühl der Bedrohung und Entbehrung, das in vielen der Liedtexte Thema ist, kennt Inge Breidbach darum nur zu gut. „Wir hatten das Glück, dass bei uns nicht viel zerstört wurde“, erinnert sich die 86-Jährige. „Aber ich erinnere mich, dass wir oft wenig zu essen hatten.“ Viele Lieder aus dem Ersten Weltkrieg handeln ebenfalls von Hunger und Armut der daheimgebliebenen Frauen und Kinder.

Sehr gern würde Zachcial mit seiner Band einmal in der Altmannshöhe auftreten, sagt er beim Betrachten der roten Backsteinmauern mit den eingravierten Namen. Überhaupt wäre das Rondell ein guter Ort für Konzerte. „Wir sollten hier nicht nur um die Toten trauern“, sagt er. „Es wäre auch ein optimaler Platz, an dem sich die Lebenden begegnen können.“

Die „Grenzgänger“ treten an diesem Sonntag, 28. Juni, um 20 Uhr in der Kulturkirche Bremen, Stephanikirchhof 8, auf.

Scannen Sie das Bild links und sehen Sie sich einen Auftritt der Band an. Anleitung siehe Seite 1.